

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



SUSANNE POPP

Die Teehändlerin

Die Ronnefeldt-Saga

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe
Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, September 2021

© 2021 Susanne Popp
Dieses Werk wurde vermittelt durch
die Literaturagentur Hille & Schmidt, Berlin

Für diese Ausgabe:
© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Redaktion: Silke Reutler

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70603-7

Dieser Ozean ist so entsetzlich groß

Frankfurt, 16. April 1838

Friederike stand vor ihrem Laden in der Neuen Kräme und betrachtete die Schaufensterauslage. Auf einem blauen Seidenstoff waren einige hübsche Lackdosen, auf denen chinesische Schriftzeichen zu sehen waren, zu einer Pyramide aufgestapelt. Daneben standen eine zierliche Teekanne, zwei Löwenfiguren aus Porzellan sowie einige Schälchen und Bastkörbe mit den unterschiedlichsten Teesorten. Es gab Behältnisse mit krümeligem schwarzem Pulver und andere mit wesentlich größeren gerollten Teeblättern, denen man noch deutlich ihren pflanzlichen Ursprung ansah. Auf Papierschildchen waren die dazugehörigen Namen zu lesen: *Boui-Tee*, *Camphu-Tee*, *Hansan-Tee*, *Tee von dreifachem Geschmack* und in Klammern darunter die chinesischen Bezeichnungen: *Muni-tscha*, *Congfou-tscha*, *Phi-tscha* und *Sanout-tscha*. Ein kolorierter Stich zeigte eine Pflanze. *Chinesischer Tee in der Blüte*, lautete die Beschriftung. Die ehemals schwarze Tinte war nun allerdings braun und verblichen. Ein großer geöffneter Fächer diente als weiterer Blickfang. Die ihn zierende hübsche Malerei, eine chinesische Landschaft mit Felsen und Pflanzen, in der zwei Männer saßen und Tee tranken, hatte ebenfalls unter dem Tageslicht gelitten. Die gesamte Auslage wirkte blass und verstaubt.

Ganz so, als wäre sie eine neugierige Passantin und nicht die Ehefrau des Ladeninhabers, spähte Friederike nun durch die Schaufensterscheibe, auf der halbkreisförmig in goldenen Buchstaben der Schriftzug *Johann Tobias Ronnefeldt – Ostindische Tee- und Manu-*

fakturwaren geschrieben stand, hinein in den Laden. In den letzten Jahren hatte Tobias nichts mehr unternommen, um mit der Zeit zu gehen. Die Ausstattung war schlicht, die Theke schmucklos, ohne jede Zier. Auffällig waren nur die hübschen Porzellantässchen und Dosen mit Lackmalereien, die in der darin eingelassenen Vitrine standen. Hinter der Theke ragten raumhohe offene Schränke auf, in denen große braune Gläser mit weißen Etiketten standen. Tobias kaufte sie bei einer Glasbläserei in Böhmen, die dafür garantierte, dass der darin aufbewahrte Inhalt seinen vollen Geschmack behielt. Ob dies so war oder nicht, die Gläser waren jedenfalls teuer und schwer.

Im unteren Teil des Schrankes, etwa bis zur Höhe des oberen Rands der Theke, befanden sich reihenweise kleinere und größere Schubladen mit abgenutzten Metallgriffen. Darin wurden, neben Zigarren und Tabak, ein paar Zigarrenspitzen, Holz- und Porzellanpfeifen, Sanduhren, Korkenzieher und ein gutes Dutzend silberne Zuckerzangen aufbewahrt – kurzum allerlei Kleinkram, der aus den unterschiedlichsten Gründen im Sortiment gelandet war und über den niemand so recht einen Überblick hatte. Vier Schränke mit kassettierten Türen, die zu beiden Seiten der Theke standen, boten Platz für die zum Teil sehr exklusiven Seiden-, Kaschmir-, Leinen-, Woll- und Batiststoffe. Es gab Foulards und Schals, seidene Taschentücher und karierte Halstücher, die über England aus Ostindien importiert wurden, oder direkt aus England kamen.

Friederike musste an die Parisreise denken, die sie und Tobias vor vier Jahren gemacht hatten. Paris! Wie außergewöhnlich war ihr die französische Hauptstadt erschienen. Insbesondere hatten sie die breiten Boulevards beeindruckt mit ihren gravitatischen Bäumen, den herrschaftlichen Stadtpalästen und – vor allem – den eleganten Läden. Einer vornehmer als der andere! Kein Vergleich mit der Innenstadt von Frankfurt, wo sich die alten Fachwerkhäuser schief

und krumm aneinanderschmiegen und die Geschäfte oftmals eng und dunkel waren. Sie hatte ihre geliebte Geburtsstadt mit den ungepflasterten Gassen und den buckligen Plätzen danach mit anderen Augen gesehen. Ein paar Tage nach ihrer Rückkehr aus Paris war sie auf den Turm des Bartholomäus-Doms gestiegen und hatte ihren Blick über die schiefergrauen Frankfurter Dächer wandern lassen, in Richtung Westen, wo der Römer lag mit dem aus rohen Giebelhäusern zusammengeschmiedeten Rathaus, und in Richtung Osten, wo man die Judengasse sehen konnte, eine schwarze Gräte zwischen weißen Häusern.

Aber es war ungerecht, Frankfurt mit Paris zu vergleichen. Ihre Heimat besaß vielleicht nicht die Eleganz der französischen Hauptstadt, doch sie hatte immerhin eine Vergangenheit als Krönungsstadt. Und sie war ebenfalls sehr lebendig, nicht nur während der beiden Messen im Frühjahr und im Herbst. Im Hafen, wo die schwerbeladenen Lastkähne ankamen, oder im Posthof des Roten Hauses, wo im Stundentakt die Kutschen aus allen Himmelsrichtungen eintrafen, konnte man das ganze Jahr über den Duft der weiten Welt riechen. Unten am Mainufer an der Schönen Aussicht und im angrenzenden Fischerfeldviertel waren nach der Jahrhundertwende wunderschöne neue Bürgervillen entstanden. Direkt dahinter lag die alte Brücke mit den beiden Mühlen und Sachsenhausen am anderen Ufer. Sie hatte das silberne Band des Mains gesehen, in dem das Kielwasser der Schiffe im Licht der tiefstehenden Sonne golden funkelte, hatte bis nach Offenbach geblickt und sogar bis Hanaü hinüber und auf der gegenüberliegenden Seite bis nach Mainz. Sie hatte erkennen können, wo mittelalterliche Festungsmauern breiten Alleen und Parks gewichen waren, und sie hatte einen dichten Gürtel von Bäumen und auf den ansteigenden Hängen ein paar Weinberge, braune Äcker und schließlich die blaugrauen Hügel des Taunus gesehen.

Friederike stand immer noch vor dem Schaufenster, den Kopf voller Bilder und Erinnerungen, während sich die Neue Kräme mit Menschen füllte. Die Mittagspause war vorüber, und das nervöse Bimmeln der Türglocke des benachbarten Tabakladens holte sie in die Gegenwart zurück. Sie hörte die Stimmen der Mägde, die vor dem Laden der Witwe Adler standen und tratschten, einen Losverkäufer der Stadtlotterie, der lautstark mit dem immer näher rückenden Annahmeschluss drohte, das Rattern von Kutschenrädern und das Poltern eines mit Leder beladenen zweirädrigen Handkarrens. Die braun, schwarz und grün gefärbten Häute waren vermutlich für das Geschäft von Herrn Funk in der Schnurgasse gedacht, ein Nachbar ihrer Eltern, der wunderschöne Taschen und exklusives Schuhwerk fertigte. Der Gehilfe von Herrn Amstutz, der im Laden schräg gegenüber Daunenfedern, Rosshaar und andere Füllmaterialien verkaufte, trat mit einem riesigen, in braunes Packpapier gewickelten Paket im Arm aus der Tür und wäre beinahe über einen kleinen Hund gestürzt, der mit fliegenden Ohren um die Ecke geschossen kam. Ein Strang Würstchen, den der Frechdachs vermutlich bei den Fleischschirnen auf dem Markt stibitzt hatte, baumelte ihm aus dem Maul. Dann sah Friederike Frau Storch mit ihren typischen Trippelschritten und ihrer heute besonders spitzen Nase die Straße entlangkommen. Wenn sie sich jetzt nichts einfallen ließe, würde die frommeifrige Pfarrersfrau sie in eines ihrer nervtötenden Gespräche über ihren Mildtätigkeitsverein verwickeln. Rasch beugte sie sich über Minchens Kinderwagen und hoffte, dass die kurzsichtige Wohltäterin sie nicht erkannte.

Minchen war just im richtigen Moment aufgewacht und gluckste und strahlte ihr entgegen. Mit ihren beinahe anderthalb Jahren passte die Kleine gerade noch so in den Wagen, der, wie sie vorhin festgestellt hatte, bedenklich quietschte und knarrte. Erstaunlich war das nicht, denn er hatte schon viel aushalten müssen. Minchen

war nach ihrer Ältesten, der sechsjährigen Elise, dem fünfjährigen Carlchen und dem dreijährigen Wilhelm nun schon das vierte Kind, das Friederike darin übers holprige Frankfurter Pflaster schob. Sie brauchte den Wagen noch, sie musste unbedingt ihren Schwager Nicolaus bitten, nach der Federung zu sehen, bevor sie brach. Friederike hob Minchen heraus und sah in diesem Moment die Gattin des preußischen Gesandten aus der anderen Richtung näher kommen. Sie steuerte unverkennbar direkt auf sie und die Ladentür zu.

»Guten Tag, Frau Doktor«, begrüßte Friederike die elegant, wenn auch unordentlich gekleidete Dame.

»Frau Ronnefeldt. Sehe ich Sie auch mal wieder, wie schön«, sagte Frau von Mahlsdorf. Ihr *Ich* klang wie *Ick*. Sie war eine Bürgerliche und versuchte gar nicht erst, das zu verbergen. Ungehemmt sprach sie den Dialekt, den sie von zu Hause mitgebracht hatte. Sie war durch die Heirat mit Herrn von Mahlsdorf, einem studierten Juristen – wie überhaupt die meisten Gesandten Adlige und Juristen waren –, an das Von gekommen. Man sah Frau von Mahlsdorf oft beim Einkaufen, obwohl sie wahrscheinlich zwei oder drei Dienstmädchen und ganz gewiss eine Köchin hatte. Eingebildet war sie jedenfalls nicht und auch nicht eitel. Heute beispielsweise hing ihr Kragen schief, und von ihrem etwas unförmigen grünen Hut hatte sich eine Stoffblume gelöst und baumelte an einem einzelnen Fädchen herunter.

»Die süße Kleine, was für ein Herzelchen. Gesund und munter und der Frau Mama wie aus dem Gesicht geschnitten.« Frau von Mahlsdorf tätschelte Minchen den nackten Arm und drückte dann schwungvoll die Ladentür auf.

Dingdong.

Die neue glänzende Türglocke, ein Geschenk ihres Schwagers, mit dem er sie zu Ostern überrascht hatte, läutete in einem runden,

satten Ton. Friederike registrierte es zufrieden. Der Klang gefiel ihr wesentlich besser als das hektische Gebimmel drüben im Tabakgeschäft. Aus dem hinteren Teil des Ladens kam mit langen Schritten der Lehrling Peter Krebs herbeigeeilt, der bei ihrem Anblick vom Hals aufwärts rot anlief, so dass sein Kopf über dem weißen Kragen leuchtete wie eine Tomate. Das passierte ihm ständig, dabei war er schon achtzehn und bereits seit zwei Jahren bei ihnen angestellt. Friederike hatte noch nicht herausfinden können, ob es an ihr lag oder ob er womöglich auf alle Frauen so reagierte? Tobias hatte keine Idee dazu. Im Gegenteil. Er hatte diese merkwürdige Eigenheit seines Lehrlings nicht einmal bemerkt, bis sie ihn darauf aufmerksam gemacht hatte. Glücklicherweise waren seine Neigung, feuerrot zu werden, und das etwas unbeholfene Auftreten, das auf seine Körpergröße zurückzuführen war – der Lehrling maß mehr als sechs Fuß und überragte, dünne wie er war, die meisten um sich herum um eine Kopflänge –, die einzigen Mängel des jungen Herrn Krebs. Als Lehrling machte er sich ausgezeichnet. Er war pünktlich, verrechnete sich nie, hatte ein hervorragendes Gedächtnis für Namen und Gesichter und vergaß auch nicht, sich nach dem Wohlergehen der Kundschaft zu erkundigen. Vor allem jedoch hatte er ein ausgezeichnetes Gespür für Tee. Friederike konnte ihn guten Gewissens mit Frau von Mahlsdorf alleine lassen.

Sie verabschiedete sich und ging mit dem genügsam vor sich hin brabbelnden Minchen auf der Hüfte in den hinteren Raum des Ladens, wo sich das Kontor befand. Die Fenster des langen, schmalen Raums gingen auf den Innenhof hinaus und lagen direkt hinter der Außentreppe, weswegen es hier auch bei Tag immer ein bisschen dämmrig war. Tobias war allein. Er stand mit dem Rücken zu ihr, hatte einen großen Papierbogen auf dem Tisch vor sich liegen und schrieb etwas in sein Notizbuch. Sie kannte dieses Buch, in dem er ständig blätterte und in das er ständig etwas notierte. Ihr Mann war

offensichtlich nicht mit seiner Buchhaltung oder der Korrespondenz beschäftigt, er war in seine Reisevorbereitungen vertieft. Und wie immer gab dieser Anblick Friederike einen Stich.

»Tobias?«, sagte sie zu seinem Rücken, denn er hatte ihr Kommen trotz des vernehmlichen Klackerns ihrer Absätze auf dem Steinfußboden nicht bemerkt. Er drehte sich zu ihr herum und lächelte sie zerstreut an. Er trug seinen braunen Arbeitsrock. Die weiße Halsbinde saß locker und er hatte etwas Tinte auf der Stirn, da er die Angewohnheit hatte, sich, ohne die Schreibfeder abzulegen, an der Schläfe zu kratzen.

Er sieht gut aus, dachte Friederike wie so oft. Sie wusste von ihren Freundinnen, dass es keineswegs der Regel entsprach, wenn ihr dies nach beinahe sieben Ehejahren überhaupt noch auffiel. Allerdings hatten auch die wenigsten von ihnen, anders als sie, aus Liebe geheiratet. Sie betrachtete sein schmales Gesicht mit der hohen klugen Stirn und dem ausgeprägten Grübchen über der Oberlippe. Als er von einer Reise einmal mit einem Schnauzer zurückgekehrt war, hatte Friederike ihn gebeten, den Bart wieder abzunehmen, so sehr hatte sie sein Grübchen vermisst.

»Friederike! Was für eine Überraschung.« Tobias gab ihr einen Kuss auf die Wange, nahm ihr Minchen ab, die sofort die kleinen Arme nach ihm ausgestreckt hatte, und liebte sie.

Friederike betrachtete den großen Papierbogen, der die gesamte Tischplatte bedeckte und bei dem es sich um einen feingezeichneten, kolorierten Kupferstich handelte. Es war eine Weltkarte. So etwas hatte sie zuvor noch nie gesehen.

»So detailliert! Die muss ja ein Vermögen wert sein«, sagte sie.

»Erstaunlich, nicht wahr? Das ist eine Mercatorkarte, wie sie auch für die Navigation verwendet wird. Ein Vereinskollege hat sie mir geliehen.«

»Aber du wirst doch hoffentlich nicht selbst navigieren müssen«,

erwiderte Friederike bemüht scherzhaft, obwohl ihr ganz und gar nicht nach Scherzen zumute war.

»Natürlich nicht. Trotzdem ist es immer gut, vorbereitet zu sein, nicht wahr? Ich habe mir unsere Route noch einmal angesehen. Wir werden an der Westküste Brasiliens vorbeisegeln, siehst du, hier.« Er fuhr die Route mit dem Zeigefinger nach.

»Aber China liegt doch im Osten. Ist das nicht ein Umweg?«

»Nein, oder doch, oder sagen wir, es ist viel komplizierter. Die Strömungen und die Winde sind günstiger auf diesem Weg. Außerdem werden in Brasilien Nahrungsmittel und Wasser aufgenommen. Zuvor geht es über Lissabon und die Kapverden. Siehst du, hier. Auf dem Rückweg werden wir näher an der Küste Afrikas vorbeisegeln.« Tobias Zeigefinger strich über das Meer.

»Frankfurt muss wohl ungefähr hier sein?« Friederike wies auf einen Punkt mitten in Europa, das sich im Vergleich zu den anderen Kontinenten winzig ausnahm.

»Genau. Und das ist China.«

»Ich hätte Angst. Dieser Ozean ist so entsetzlich groß.«

»Aber Liebes. Das haben wir doch tausendfach besprochen.«

»Ich *habe* schreckliche Angst. Um dich.« Friederike nahm das Kind wieder an sich und barg ihre Nase in dem weichen Haarschopf. »Wenn ich das hier sehe«, sie deutete in Richtung Karte, »nur noch mehr.«

»Ich komme heil zurück, das habe ich dir doch versprochen. So, und jetzt lass uns von etwas anderem reden.« Er fing an, die Karte zusammenzurollen, und sprach dabei über die Schulter hinweg weiter: »Mir fällt nämlich ein, wir sind nächste Woche Mittwoch bei den Senflebens zum Tee eingeladen.«

»Wir? Du meinst, ich soll mitkommen?«

»Aber ja. Es ist keine Herrenrunde. Herr von Senfleben betonte ausdrücklich *mit Damen*.«

»Am Mittwoch wollte ich ja eigentlich endlich mal wieder zum Lesezirkel gehen.«

»Ach stimmt, das hatte ich ganz vergessen. Verzeih. Nun habe ich schon für uns beide zugesagt.«

»Aber sagtest du nicht erst neulich, dass du Herrn von Senfleben nicht sonderlich magst?«

»Sagte ich das? Nun, so arg ist es nicht. Eigentlich ist er sogar sehr nett und im Übrigen äußerst interessiert an meiner Reise. Die Weltkarte gehört ihm«, erwiderte Tobias, schob die Karte in ihre Metallhülle und legte sie beiseite. »Nun schau nicht so, mein Liebes.« Er machte einen Schritt auf sie zu und umfasste ihre Taille. Minchen in ihrer Mitte gluckste, erfreut darüber, beide Eltern so dicht bei sich zu haben. »Bitte, tu mir den Gefallen und komm mit.«

Friederike nickte. »Natürlich. Wenn es wirklich so wichtig für dich ist.«

»Das ist es. Du verstehst schon.«

Friederike verstand. Herr von Senfleben, dessen Gesellschaft Tobias üblicherweise mied, hatte gewiss versprochen, einen größeren Betrag für die Reise zu spenden. Tobias allein brachte höchstens ein Drittel der Reisekosten auf, er war auf seine Gönner und Geldgeber angewiesen. Im Gegenzug würde er mit dem Sammeln von Schmetterlingen und exotischen Pflanzen und mit anschließenden Vorträgen den Ruhm der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft mehren. Die wenigsten ihrer Mitglieder waren schließlich so abenteuerlustig wie ihr Mann. Sie hörten lieber andere über ferne Länder reden, als dass sie selbst verreisten. Doch, auch wenn sie Tobias keinen Wunsch abschlagen mochte, glücklich war sie nicht über seine Pläne, weder über jene, die in der nahen Zukunft lagen, noch über die anderen, die seine Reise betrafen. Sie blickte in sein lächelndes Gesicht, befeuchtete ihren Daumen mit ein wenig Spucke und wischte ihm die Tinte von der Stirn. Dann wandte sie

sich von ihm ab, trat zum Fenster und sah hinaus. »Ist Herr Weinschenk gar nicht da?«, fragte sie, als könnte der sich im Hof versteckt halten.

Wilhelm Weinschenk arbeitete seit einem halben Jahr als Prokurist bei Tobias. Sein Lohn stellte einen erheblichen Posten bei ihren monatlichen Ausgaben dar. Seitdem Tobias jeden Kreuzer für seine Chinareise auf die Seite legte, war es finanziell eng geworden im Hause Ronnefeldt. Doch Herr Weinschenk war unentbehrlich. Während der Zeit von Tobias' Abwesenheit, also für die nächsten ein oder sogar anderthalb Jahre, würde er das Geschäft führen.

»Er musste nach Mainz, ein paar Dinge erledigen. Er wird morgen zurück sein.«

»Schön«, sagte Friederike. Während ihr Mann ein großes Journal hervorholte und auf dem Pult aufschlug, blieb sie, das friedlich am Daumen nuckelnde Baby auf dem Arm, unschlüssig ans Fensterbrett gelehnt stehen. Sie hatte über etwas Wichtiges mit Tobias reden wollen, doch wegen der unerwarteten Einladung hatte sie den richtigen Moment irgendwie verpasst. Es fiel ihr schwer, darüber zu sprechen. Sie wünschte sich so sehr, dass Tobias seine Pläne aufgeben würde, sobald sie ihm von ihrer nun schon beinahe zur Gewissheit gewordenen Ahnung erzählte, und hatte Angst, dass es nicht so sein könnte.

»Geht es dir eigentlich besser?«, unterbrach Tobias ihre Gedanken. »Du sagtest doch heute früh, dir sei nicht ganz wohl.«

»Doktor Gravius war bei mir.«

»Du hast den Arzt gerufen? Dann ist es etwas Ernstes!«

»Nein, ich bin nicht krank, das heißt ...«

In diesem Moment kam Peter Krebs mit großen Schritten und rotem Kopf ins Kontor, um einen Quittungsblock zu holen und Tobias eine Frage zu stellen. Die beiden Männer sprachen eine Weile miteinander. Friederike sah zu, wie ein paar Sonnenstrahlen,

die den Weg durch eine Lücke zwischen den Giebeldächern in den Hof gefunden hatten, sich bis zum Fensterbrett und langsam ins Zimmer vorarbeiteten.

»Entschuldige«, sagte Tobias, als sie endlich wieder allein waren.

»Du bist wirklich blass. Was hat Doktor Gravius gesagt?«

»Er hat gesagt, dass ich ...«, begann Friederike, unterbrach sich jedoch wieder. Sie brachte es nicht über die Lippen. »Nein, nicht jetzt. Wir wollen lieber heute Abend in Ruhe darüber reden.«

»Aber nein. Ich sehe doch, dass dich etwas beschäftigt. Was ist es denn, Liebes? Sag es mir doch einfach jetzt.« Er trat zu ihr.

Friederike sah in die liebevollen braunen Augen ihres Mannes und wusste, dass sie der Aussprache nicht mehr würde ausweichen können. Plötzlich war das Kind auf ihrem Arm doppelt so schwer und das Mieder zu eng geschnürt.

Und dann fasste sie sich endlich ein Herz.